

Mit Leidenschaft den Beruf ausüben? Selbstverständlich ist das nicht in der modernen Arbeitswelt. In einer Serie stellen wir Menschen vor, die mit Begeisterung bei der Sache sind. Folge 10: der Taxifahrer.

Der Mann für wenige Minuten

Es ist die Vorlage für manchen Film. Der Traum eines jeden Taxifahrers, der Klassiker schlechthin. Doch Thomas Oehler hat ihn noch nie erlebt. Noch nie stürzte einer der Guten in sein Taxi und schrie: „Folgen Sie dem Wagen da vorne.“ Noch nie zwang ihn einer der Bösen mit vorgehaltener Pistole zur halsbrecherischen Verfolgungsjagd. Doch darüber ist der 43-jährige Stuttgarter nicht traurig. „Ich bekomme auch so“, sagt der Schwabe gelassen, „einiges zu hören.“ Stuttgart ist nicht Chicago. Doch zwischen Lenkrad und Rücksitz verdichtet sich das Leben.

Schließlich ist ein Taxifahrer nicht nur Chauffeur. Er ist Beichtvater, Krisenmanager, Psychologe und manchmal auch Arzt. Ein Kind wurde in seinem Wagen mit dem



Schild auf dem Dach noch nicht geboren. „Da rufen wir vorher den Notdienst“, sagt er, „der ist in fünf Minuten da.“ Einmal ist eine Frau, die er ins Katharinenhospital fahren sollte, im Wagen kollabiert. Da hat er kurz entschlossen das Krankenhaus angerufen, so dass die Ärzte schon bereitstanden, als er die Bewusstlose abließerte. Was danach passierte, weiß er nicht.

Denn Thomas Oehler ist der Mann für wenige Minuten. Im engen Raum des Taxis fangen die Leute an zu reden, als ob sie auf der Couch säßen. Nach wenigen Minuten – Fernfahrten sind selten – gehen sie wieder ihrer Wege. Den Taxifahrer sehen sie nie wieder. Meistens. Doch für die Dauer von ein paar Kilometern wird er ihr Vertrauter.

Manchmal ist das dem bodenständigen Mann unheimlich. „Ich bin nicht der Freund“, sagt er, „ich bin nur der Taxifahrer.“ Aber das ist er mit Leib und Seele. Vor dem Augustinum im Stadtteil Sillenbuch reißt er beide Türen auf und öffnet den Kofferraum. Er kennt das ältere Paar aus dem Seniorenheim, das sich immer am gleichen Tag zum gleichen Arzt fahren lässt.

Er weiß, dass die Frau vorne sitzen will, der Mann hinten und dass der Rollator in den Kofferraum kommt. Freundlich hilft er der gebrechlichen Dame ins Auto, der es an diesem Tag nicht gut geht. Sie klagt. Oehler hört aufmerksam zu, während er sich durch den Verkehr schlängelt. Oehler will kein Psychologe sein, kein Philosoph und kein Literat. Aber er hat den Ehrgeiz, ein guter Taxifahrer zu sein. Zuhören gehört dazu.

Die Frau im Businessdress, schwarze Hose, weiße Bluse, die mit Kuchen einsteigt und sich zu ihrem Arbeitgeber nach Möhringen fahren lässt, will nicht reden. Stumm sitzt sie hinten und ist auch durch eine Frage zur Europameisterschaft nicht aus der Reserve zu locken. Im Laufe der 22 Jahre hat Oehler seine Fahrgäste in drei Kategorien eingeteilt. Da sind die Plaudertaschen, die sich meist nach vorne setzen und lossprudeln, noch bevor sie richtig eingestiegen sind. Da sind die einsamen Menschen, die Taxi fahren, weil da jemand nur für sie da

ist. Und da sind die Schweiger, die ihre Ruhe haben wollen. Während der EM hatte Oehler einen Geschäftsmann von Stuttgart nach Basel gefahren. Der Mann hat die ganze Zeit telefoniert und gearbeitet und sich dann ins Halbfinale gestürzt. Oehler ist ein Taxifahrer, der auch schweigen kann.

„Eigentlich haben wir den besten Job der Welt“, sagt er mit dieser Gebremstheit, die Begeisterung nur ahnen lässt. Es ist die Freiheit, die der gelernte Speditionskaufmann schätzt und die ihn trotz steigender Benzinpreise und schrumpfender Einnahmen immer noch reizt an seinem Job. Wenn er will, kann er nach drei Stunden den Zündschlüssel abziehen. Oder aber die Nacht durcharbeiten, wenn das Geschäft brummt.

Und dann sind da noch die Promis aus Politik und Showbiz, die immer wieder in seinem Taxi sitzen. „Ich hab’ schon mit Carolin Reiber und Fritz Kuhn geplaudert“, sagt er stolz und die Augen hinter seiner dezenten Brille werden lebendig. Wer jetzt mehr erwartet, wird enttäuscht. „Ein Taxi-

schäftigt nicht nur die Fahrer. Hape Kerkeiling wird ab Oktober als Taxifahrer Günter Warnke auf RTL seine Fahrgäste in skurrile Situationen und die Zuschauer damit zum Lachen bringen. Senta Berger hat als flotte Gerdi in Münchens Straßen vor vielen Jahren selbst Thomas Oehler vor den Fernseher gelockt. Der Regisseur Jim Jarmusch begleitet in seinem Film „Night on Earth“ gleich fünf Taxifahrer durch fünf Großstadtnächte. Und erst vor wenigen Wochen hat Karen Duve den Mikrokosmos auf vier Rädern literarisch gebündelt unter dem schlichten Titel: „Taxi“.

Thomas Oehler ist das alles zu viel. Klar, Senta Berger hat er gerne gesehen, „aber das ist natürlich alles übertrieben“. Der real existierende Stuttgarter Taxifahrer Oehler braucht und will es nicht so spektakulär. Sein Berufsethos ist so unauffällig, aber mindestens so nachhaltig wie die übliche Taxifarbe Beige. Oder wie es korrekt heißt: Hellelfenbeinfarben RAL 1015.

Bestimmt halten ihn viele deshalb für altmodisch, diesen Mann mit seiner korrekten, viereckigen Brille und seinem schwäbisch-spröden Charme. Und mit dieser Haltung, dass ein Taxifahrer gefälligst freundlich zu sein hat, auch wenn er am Flughafen ewig gewartet hat und dann nur eine Fahrt bis Echterdingen bekommt. Auch wenn sich der Anrufer vertan hat und das Taxi erst um 8 Uhr am nächsten Morgen und nicht schon an diesem Abend wollte. Dass es nicht so sehr darum geht, dass es dem Taxifahrer gut geht, sondern wie sich das Leben auf dem Rücksitz anfühlt. Klar, dass Oehler auch für die einheitliche Farbe der Taxis gekämpft hat.

Es gibt Menschen, die sind als Studenten beim Taxifahren hängen geblieben. Es gibt andere, für die ist die Fahrt fremder Menschen in ihren Autos ein Übergangsstadium, bis sie was Besseres gefunden haben. Es gibt Taxifahrer, die halten sich für verkappte Philosophen, bessere Therapeuten oder verhinderte Schriftsteller. Thomas Oehler will einfach nur Taxifahrer sein. Aber einer der besten. **Susanne Stiefel**



Warten und gucken: Am liebsten steht Thomas Oehler mitten in Stuttgart. Dort kann er Flanierer beobachten, bis der nächste Taxi-Gast kommt. Bilder: Hindley



Das Leben auf dem Rücksitz muss sich gut anfühlen

fahrer muss diskret sein“, sagt Oehler und rollt mal eben weiter nach vorne in der Taxischlange.

Warten gehört auch dazu. Am liebsten steht Thomas Oehler mitten in Stuttgart, an der Planie oder bei Breuninger. Dann kann sich der Hobbypsychologe die Menschen anschauen, die in der Stadt flanieren. Die Damen, die ihren Reichtum spazieren tragen, wie er grinsend erzählt. Die Jungen, deren hängende Hosen ihn immer wieder zum Lachen bringen. Die Geschäftsleute, die eilig an ihm vorbeihasten.

In den 22 Jahren, die Oehler nun Taxi fährt, ist er zum Menschenkenner geworden. Und zum Menschenfreund. „Ein Taxifahrer muss die Kunden mögen“, sagt er. Das ist nicht immer einfach.

Die Schicksalsgemeinschaft im Taxi be-

DIE ANDERE MEINUNG

Allzeit und überall wird gegessen

Seit fünf Jahren gehe ich joggen, immer um denselben See im Kölner Stadtwald. Am einen Ende der Laufrunde liegt das Geißbockheim, die öffentliche Vereinskneipe des 1. FC Köln, am anderen Ende das Haus am See, ein altmodisches, aber nettes Gartenrestaurant. Kurzum: Es gibt keinen Grund, auf den rund fünf Kilometern um den Weiher den grausamen Hungertod zu sterben.

Dennoch scheint das Ordnungsamt der Stadt Köln ernsthaft Sorge um das leibliche Wohl der Spaziergänger zu haben, denn jedes Jahr kommt eine neue Essensgelegenheit im Park dazu. Erst stand da nur ein italienisches Gelato-Mobil am Spazierweg. Bald gesellte sich das zweite hinzu, das extra seine Ferrari-Flagge hisste, damit man es vom ersten unterscheiden kann.

Inzwischen bevölkern sage und schreibe vier gleichartige Eiswagen den überschaubaren Park, dazu ein „Espressomobil“, das Latte macchiato und eingeschweißte Muffins verkauft. Und neuerdings darf im Park auch noch gegrillt werden. Wo man früher beim Laufen die Lindenblüten roch, stinkt

es jetzt nach verbranntem Fleisch. Nein, ich bin wirklich keine Asketin, ich esse gern, man sieht es mir an.

Aber ich frage mich schon: Warum muss eigentlich neuerdings immer und überall gegessen werden? Warum kann man keine Kirche betreten, ohne dass es im Anschluss – manchmal aber auch schon im Eingangsbereich – belegte Brote gibt? Und ist es dem Kunstgenuss wirklich dienlich, wenn bei den „Melodien im Mondschein“ im Schlosspark von Benrath schon die Ouvertüre vom „Barbier von Sevilla“ vom lauten Plopp unterbrochen wird? Es kommt vom Tupperware-Behälter in der ersten Reihe, gut gefüllt mit Kartoffelsalat.

Dabei dauert eine Halbzeit des klassischen Schlosspark-Konzerts gerade mal eine Stunde – kann man die nicht mal ohne Essen durchhalten? Es ist ein relativ modernes Phänomen, dass immer und überall gegessen wird. Und zwar von klein auf. Undenkbar noch für die Generation unserer Mütter, ihre Kinder auf öffentlichen Plätzen zu stillen. Heute werden hemmungslos die Mutter-

brüste ausgepackt, egal ob in der U-Bahn oder im Uni-Hörsaal. Kleine Kinder werden, sobald sie auch nur einen Laut von sich geben, sofort mit Keksen und Reiswaffeln ruhiggestellt, egal ob im Kindertheater oder im Gottesdienst.

Zugegeben: Kinder können nicht warten. Manchmal – obwohl man sich schon fragt: immer? – müssen sie dringlich essen, subito und ohne Verzug. Aber spätestens im Erwachsenenalter ist der Mensch ja tatsächlich in der Lage, seine Nahrungsaufnahme zu kontrollieren. Sprich: Zu Hause etwas zu essen und dann draußen zwei bis drei Stunden durchzuhalten. Aber längst ist diese Trennung von „drinnen“ und „draußen“ fast völlig aufgehoben. Vieles, was früher im privaten Raum stattfand, hat sich längst in den öffentlichen Raum verlagert.

Nicht nur essen und trinken. Man schminkt sich heute auch im Freien die Lippen oder kämmt sich die Haare. Man telefoniert am Handy so lautstark, dass längst alle Schamgrenzen überschritten sind. Und man läuft mit bequemen Trainingsklamotten he-

rum, die man vor 20 Jahren nur in den eigenen vier Wänden getragen hätte. Für die Jungen ist das ganz normal: Sie holen sich Sushi in der Plastikbox, verzehren die kleinen Happen in der Straßenbahn und holen



Unsere Kolumnistin Ursula Ott fragt sich, warum man heute eigentlich überall essen muss: in der Kirche, auf der Straße oder in der Straßenbahn.

sich anschließend einen Coffee to go, den sie waghalsig auf dem Fahrrad trinken.

Älteren ist es manchmal noch fremd, das öffentliche Essen, hat die Berliner Soziologin Elisabeth Naumann erforscht: Sie futterte sich für ihre Doktorarbeit durch unzählige Berliner Frittenbuden und beobachtete Leute beim Essen auf der Straße. Sie stellte fest: Während die Jungen im Gehen und im Stehen essen, drehen sich die Älteren oft zur Wand oder zu einem Schauenfenster, weil es ihnen immer noch peinlich ist, das Essen auf der Straße. Der Verlust des Bürgerlichen sei dafür verantwortlich, sagt die Forscherin, dass bei den Jungen allzeit und überall gegessen wird.

Die Uhr wird man wohl nicht zurückdrehen können, Fast Food und Co haben längst gewonnen. Bleibt als Trost nur, dass die Gastronomie selber schon erkannt hat, dass es ein paar Unterschiede geben muss im Leben. In meiner Stadt hat jetzt ein Imbiss aufgemacht, der sich selbstironisch „Immer essen“ nennt. Aber gegessen wird strikt nur drinnen. Und sonntags ist Ruhetag.